

mit bangem Herzen nach einer Nachricht von ihm zu erkundigen, und gleich danach in die Dorfkirche, wo sie vor dem Altar der Muttergottes darum flehte, Salvatore möge bald und in einem Stück zurückkehren.

Salvatore Ferri. Schmächtig und dürr wie ein Olivenstrunk, aber stets ein Schelmengrinsen im Gesicht, als freue er sich über etwas, das dem Rest der Welt verborgen blieb. Er war das ideale Gegenstück zu der ernsten, gewissenhaften Marta, die vom Leben nicht mehr beanspruchte, als an Salvatores Seite den *alimentari* von Belmonte zu betreiben. Den Laden, und eine Kinderschar. Drei Söhne wollte sie haben und eine Tochter, die ihr bei der Hausarbeit helfen sollte. Teresa hatte für derlei reaktionäre Träume stets nur ein mitleidiges Lächeln übrig, aber natürlich wünschte auch sie sich, dass der Verlobte ihrer Freundin heil zurückkäme.

Hoffentlich hatte dieser ganze Irrsinn bald ein Ende!

Marta hob ihren leeren Rucksack hoch und gab Teresa ein Zeichen zum Aufbruch.

»Jetzt schon?«, fragte Cesare enttäuscht. »Wartet lieber, bis es dämmt.«

Teresa warf Marta einen bettelnden Blick zu, aber die sagte: »Wir passen schon auf. Es würde auffallen, wenn wir erst in der Nacht zurückkommen. Du willst doch nicht, dass sie schlecht über deine Liebste reden, Cesare?«

»Wer redet schlecht über sie?«, fragte Cesare mit funkelnden Augen.

»Niemand«, wiegelte Teresa ab.

»Und was ist mit Costanza Rossi?«, erinnerte Marta.

»Die! Die ist doch nicht mehr ganz dicht.«

Vor zwei Wochen waren Marta und sie gegen Mittag von ihrer Tour zurückgekehrt, und die Alte hatte in ihrem Gemüsegarten gestanden und ihnen nachgerufen, sie wisse genau, wo sie herkämen, und dass sie Huren seien, elende Partisanenhuren, ja, das seien sie.



»Sie ist nicht die Einzige im Dorf, der man nicht trauen kann«, erwiderte Marta und sprach damit eine traurige Wahrheit aus. Als wäre die deutsche Besatzung nicht Unheil genug, tobte ein regelrechter Bürgerkrieg unter den Italienern. Faschisten gegen Widerständler und Kommunisten, die sich gegenseitig verfolgten, folterten und töteten.

Die Freundinnen stiegen den Hang hinauf bis zum Kamm, leichtfüßig, jetzt, wo die Rucksäcke leer waren, aber mit schweren Gedanken. Die Sonne stand hoch am Himmel, aber noch war die Hitze nicht bis unter die Baumkronen durchgedrungen.

»Mach dir wegen Cesare nicht zu viele Hoffnungen«, sagte Marta, nachdem sie den Grat überquert hatten und der schmale Pfad wieder steil bergab führte. »Die Priscos werden für ihn eine Braut wollen, die Geld mitbringt. Oder Land. Ich meine, viel Land, nicht die paar Hektar von deinen Eltern. Eine Frau von einem großen Gutshof. Oder eine aus der Stadt.«

»Cesare wird diese Braut nicht wollen. Er will mich.«

»Hat er das gesagt?«

»Das muss er nicht sagen, das weiß ich.«

Marta schwieg dazu.

»Außerdem ist er nicht der Hoferbe, er ist der Zweitgeborene«, setzte Teresa trotzig hinzu.

»Nur wenn sein Bruder Basilio zurückkommt.«

»Dieser Befreiungskrieg wird bald vorbei sein«, meinte Teresa. »Immerhin haben die US-Truppen vor zwei Monaten Rom besetzt. Wenn erst in ganz Italien die Faschisten besiegt sind, wird ein anderer Wind pfeifen.«

»Auch in Belmonte?«, fragte Marta mit leisem Spott.

»Natürlich, überall«, antwortete Teresa mit der Ernsthaftigkeit einer überzeugten Idealistin. »Klassenunterschiede werden bald nicht mehr zählen. Italien wird eine Volksdemokratie. Gutsbesitzer wie die Priscos werden nicht länger was



Besseres sein. Ihr Land wird denen zurückgegeben, von denen sie es vor Generationen geraubt und ergaunert haben.«

»Darauf bin ich gespannt.«

»Außerdem will ich sowieso nicht in Belmonte bleiben.«

»Wohin willst du dann?«, fragte Marta.

»In die Stadt, zusammen mit Cesare.«

»In welche Stadt? Senigallia? Jesi? Pesaro? Ancona?«

»Bologna, Mailand oder Turin. Es werden massenhaft Arbeiter zum Wiederaufbau der zerstörten Fabriken gebraucht werden. – Was? Was gibt es da zu lachen?«

»Ich stelle mir gerade deinen schönen Cesare am Fließband vor, wie er Marx zitiert.«

»Cesare wird sein Jurastudium beenden. Wer weiß, vielleicht werde ich meinen Schulabschluss nachholen und auch studieren.«

»Studieren? Du?« Marta sah sie an, als hätte sie die Absicht geäußert, zum Mond fliegen zu wollen.

»Die Universitäten werden allen offenstehen, nicht nur den Söhnen der Reichen.«

»Ach, Teresa, du bist eine Träumerin.«

»Wenn du nicht an unsere Sache glaubst ...«

»Doch, das tu ich«, unterbrach Marta sie barsch. »Es ist vielleicht nicht besonders glorreich, Salami und Dosensardinen über die Berge zu schleppen, und wir sind nur winzige Rädchen in der Maschinerie, aber was wir tun, hat Bedeutung. Antonio hat es vorhin auch gesagt. Wir alle sind Sandkörner im Getriebe des Faschismus.«

»Also sind wir uns doch einig.«

»Ja, aber ich glaube nicht, dass nach dem Sieg – falls wir siegen – das Paradies auf Erden ausbricht. Manches wird vielleicht ein bisschen besser, aber es wird immer Arme und Reiche geben, daran wird sich nichts ändern.«

Teresa dachte über Martas Worte nach, während sie stumm durch den Wald den Berg hinabstiegen. Ab und zu bück-



ten sie sich nach Steinpilzen und steckten sie in die Rucksäcke.

Was hatte Marta nur gegen Cesare? Neulich hatte sie ihn einen »Salonbolschewisten« genannt, obwohl er doch Seite an Seite mit Bauernsöhnen kämpfte. Was konnte er denn dafür, dass er einer Dynastie von Gutsbesitzern entstammte?

An der Quelle erfrischten sie sich noch einmal am Wasser, und am Waldrand angekommen, verhüllten sie ihr Haar mit den Kopftüchern. Vor ihnen erstreckte sich die sanfte Hügellandschaft der Marken, die zum Meer hin flach ausschwang. Dörfer saßen wie Kronen auf den Anhöhen, die Felder waren abgeerntet, wie ein Mosaik in Brauntönen. Nur die verdorrten Sonnenblumen paradierten noch in Reih und Glied, eine Armee schwarzer Skelette mit hängenden Köpfen. Es hatte seit Wochen nicht mehr geregnet.

Belmonte leuchtete golden in der Sonne. Den Dorfkern umschlang eine breite Festungsmauer, die überging in mehrstöckige Häuser, deren Fenster kaum größer waren als Schießscharten. In einem davon lebte, auf drei Etagen, Martas Familie. Hinter den geschlossenen Läden und den meterdicken Mauern war es stets düster und kühl, sofern nicht irgendein Dummkopf tagsüber ein Fenster öffnete und die Hitze hereinließ.

Teresa betrachtete die vertrauten Linien der Gärten und Weinberge, die von der Mauer abwärtsflossen. In den aus Brettern, Teilen alter Möbel und Wellblech zusammengeschusterten Hütten und Ställen lebten Hasen, Hühner, Esel und Schweine, bewacht von trägen Kettenhunden. Am Fuße des Dorfes lag ihr Elternhaus, der Farina-Hof. Das Dach wurde halb verdeckt von dem ausladenden Maulbeerbaum, der ihnen im Sommer Schatten spendete und außerdem Früchte für Saft und Marmelade. Als kleines Mädchen hatte Teresa sich in seinen starken Ästen versteckt, wenn ihr Bruder Claudio sie geärgert hatte. Ihre Mutter hatte so getan, als



würde sie sie überall suchen, und dabei gerufen: *Wo ist denn die kleine Maulbeerprinzessin?* Damals war sogar ihr Vater noch ab und zu fröhlich gewesen, was man daran erkannt hatte, dass er bei der Arbeit Fantasiemelodien vor sich hin piffte.

Teresa war zwanzig und konnte sich kaum noch daran erinnern, wie sich *Frieden* anfühlte. Denn schon in den Jahren vor Kriegsausbruch war das Nahen einer großen Gefahr spürbar gewesen, und dieser vorseilende Schatten hatte überall Angst, Wut und Misstrauen hervorgebracht. Ein Riss ging durch das Volk, durch jedes Dorf und sogar durch ganze Familien, und jeder hatte sich die Fähigkeit antrainiert, die Welt in Sekundenschnelle in Freund und Feind einzuteilen. Doch selbst wenn die Besatzung enden und der Frieden kommen sollte, so würde er weder ihren Bruder Claudio zurückbringen noch ihrem Vater das Pfeifen oder ihrer Mutter das Lachen.

Sie hielten inne. Im Dorf bellte ein Hund, und man hörte das Dengeln einer Sense, doch nichts Verdächtiges war zu sehen.

Kaum waren sie aus dem Schatten getreten, legte sich die Hitze auf sie wie ein erstickendes Tuch. Sie folgten den Serpentinengängen bergab. Links von ihnen schimmerten die Mauern des Gutshofs der Priscos blassgelb durch das Laub der Kastanien, die das Anwesen umgaben. Etwas weiter unten klebte das Nonnenkloster Santa Maria delle Stelle wie ein Schwalbennest am Hang. Es war umgeben von einem weitläufigen, terrassierten Klostergarten und dem angrenzenden kleinen Friedhof für die Nonnen. Eine wohlgeordnete grüne Oase im dünnen Braun, geschützt von einer hohen Bruchsteinmauer, an deren Außenseite Feigenbäume wucherten. Unterhalb der Klostermauer erstreckte sich ein schmaler, steiler Weinberg bis ins Tal, auf den Teresa jeden Tag vom Fenster ihres Zimmers aus blickte.

»Marta, darf ich dich was fragen?«